

Nr. 220 | 5. bis 18. März 2010 | CHF 6.– inkl. MwSt.

Die Hälfte des Verkaufspreises geht an die Verkaufenden. Bitte kaufen Sie nur bei Verkaufenden mit offiziellem Verkaufspass.

SURPRISE

STRASSENMAGAZIN

1272



Verdingt

Die Geschichte eines verpfuschten Lebens

Psst! Geheimnisträger über die Schweigepflicht

Was ist Glück? Psychologe Willibald Ruch im Gespräch

Verdingkinder

«Richtig geschaut hat nie jemand für mich»

Als Jugendlicher wurde Bruno Kilchör an eine Bauernfamilie verdingt. Es war der Auftakt zu einer Existenz am Rand der Gesellschaft. Nun blickt der 53-Jährige zurück auf ein einsames Leben zwischen Anstalt, Alkohol und Teilzeitjobs.

VON RETO ASCHWANDEN

Bruno Kilchör sagt, er wolle nur Tatsachen erzählen und nichts, das nicht stimmt. Geboren wurde er im Fribourgeoischen, 1956, als unerwünschter Nachzügler. Er war ein Bettnässer und wenn die Matratze wieder einmal feucht war, wurde die Mutter grob. Der Vater ging zur Arbeit und wenn er heimkam, tat er, als würde er die Spuren der Misshandlungen nicht sehen. Als Bruno zehn war, nahmen ihn die Behörden seiner Familie weg und brachten ihn ins Kinderheim. In der Schule war er gut und er bestand sogar die Sekprüfung. Als er fürs Heim zu alt wurde, fuhr ihn der Fürsorger zu einer Pflegefamilie in Burgdorf, die ebenfalls ein Nachzüglerli hatte, für das sie sich ein Gschpänli wünschten. Doch nach einem Jahr hatten sie genug von Bruno und schickten ihn zu einer Bauernfamilie.

Die Bauern schauten den Buben an und sagten, gut, er kann bei uns bleiben. Am Anfang gefiel es Bruno dort, doch bald fühlte er sich nur noch zum Arbeiten gut genug. Bruno Kilchör sagt, geschlagen worden sei er nicht, nein, das wolle er nicht erzählen, denn das sei nicht wahr und er wolle nur Tatsachen berichten. Aber lieblos seien sie gewesen, kein freundliches Wort, und wenn er von der Schule kam, musste er immer gleich in den Stall. In der achten Klasse lernte Bruno Velo fahren und eines Tages nahm er so einen Göppel und fuhr über die Strassen, immer weiter, bis er daheim war bei Mutter und Vater. Weisch was, sagten die zu ihm, du gehörst zurück in den Stall.

Ein Clochard in Spanien

Einmal vernahm Bruno, die Migros suche Aushilfen und da ging er zum Bauern, ob er erlaube, dass er sich ein bisschen Sackgeld verdiene. Doch der Bauer fand, es gebe genug Arbeit auf dem Hof. Nach der Schule fand Bruno Kilchör eine Lehrstelle als Lagerist, doch weil er daneben weiter für den Bauern arbeiten musste, hatte er nie frei. Irgendwann mochte er nicht mehr und gab die Lehrstelle auf. Mit 18 hatte der Verdingbub genug vom Bauernhof, denn er wollte sein Leben in die eigenen Hände nehmen. Er fand Arbeit, eine Wohnung und eine Freundin. Löffel um Löffel sparten sie, um eine eigene Familie gründen zu können. Doch dann musste er in die Rekrutenschule und in der 13. Woche lief sie ihm davon. Bruno Kilchör sagt, da sei für ihn die Welt zusammengebrochen, denn diese Frau, das sei der einzige Mensch gewesen, von dem er sich je geliebt gefühlt habe. Er begann zu trinken, nie während der Arbeit, das verbot ihm seine Ehre, aber wenn er wieder einmal abgestürzt war, ging er morgens einfach nicht auf die Baustelle, wo er als Temporärer krampfte. Einen Job nach dem anderen schmiss er hin, und manchmal, sagt Bruno Kilchör, holte er nicht einmal den ausstehenden Lohn ab, weil er sich schämte.

Es waren die 70er-Jahre, die Leute trugen Jeans und lange Haare und Bruno Kilchör wollte hinaus in die Welt, nach Amerika. In Ohio baute eine Schweizer Firma ein Werk für Furniermaschinen, und dort hatten sie Arbeit für den jungen Auswanderer. Doch bald fanden sie, er sei unge-

eignet und warfen ihn raus. Am Boden zerstört, kehrte Bruno Kilchör in die Schweiz zurück. Doch bald zog es ihn wieder fort, diesmal nach Ibiza. Er sagt, er hätte das Leben noch einmal auskosten wollen, um dann zu sterben, aber so einfach gehe das ja nicht. 19 Monate lang lebte er mit einer Freundin in Barcelona, bis auch diese Liebe zerbrach. Mit 24 war er ein Clochard in Spanien, der von Bettelei und Blutspenden lebte. Als ihn die Polizei ohne Geld aufgriff, kam er in Ausschaffungshaft.

Zurück in der Schweiz, tauchen auch bald Uniformierte auf. Denn Bruno Kilchör hatte nach der RS und zwei WKs genug gehabt vom Militärdienst für diesen Staat, der ihn immer nur verseckelte. Der Staat verdonnerte ihn wegen Dienstverweigerung zu fünf Monaten unbedingt und dort im Gefängnis, sagt Bruno Kilchör, begann das mit der Kriminalität. Stetig, stetig ging es nun bergab in einem Strom von Bier und Hasch und Beschaffungsdelikten. Ein Dieb sei er gewesen, das stimme, sagt Bruno Kilchör, aber kein Schläger, im Gegenteil, er habe ein paar Mal uf d'Schnurre bekommen.

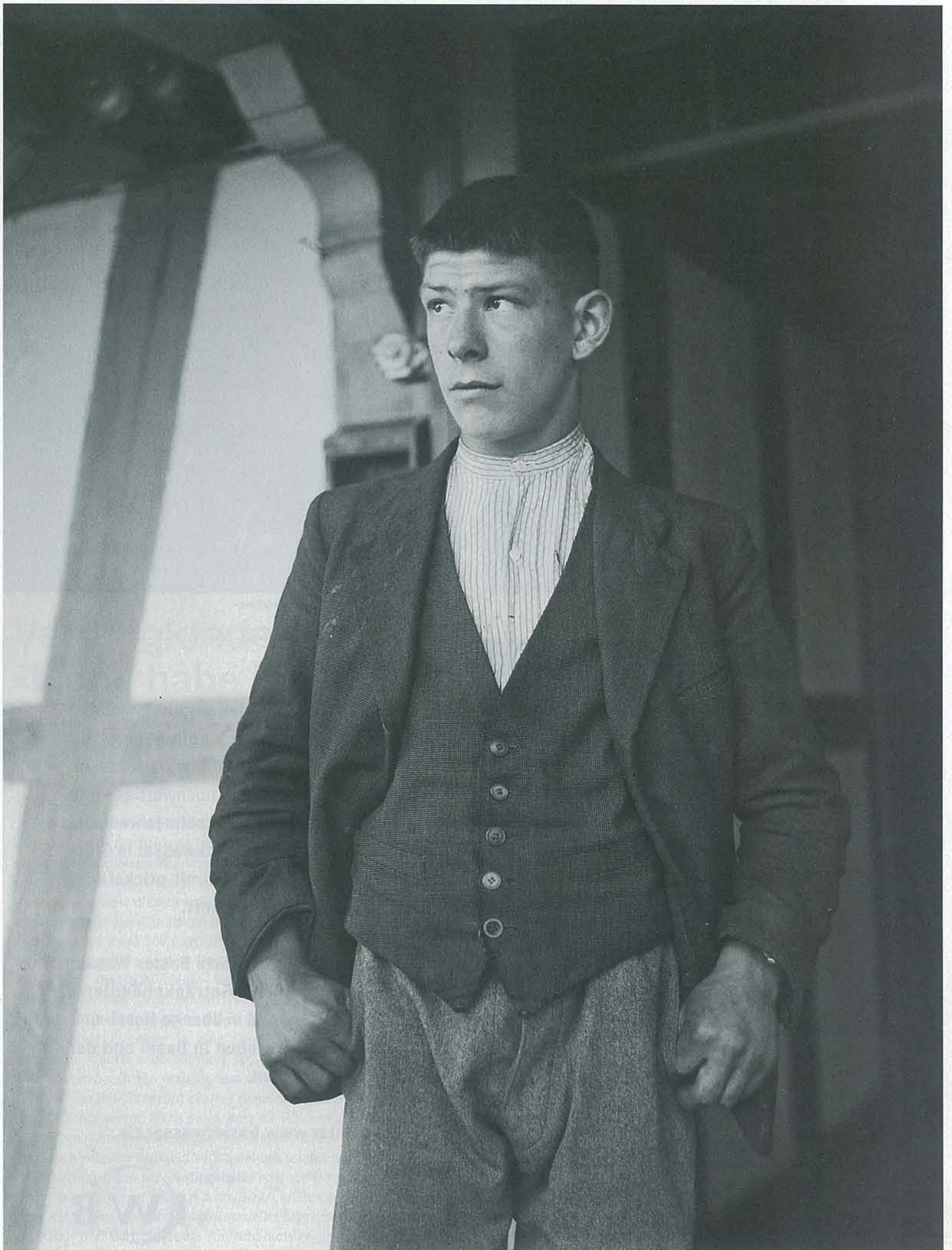
Ein Buch für die Nichten

Bruno Kilchör bekam sein Leben nicht in den Griff. Ein paar Mal landete er in der Ausnüchterungszelle und immer wieder lieferte er sich selber in die Psychiatrie ein. Dort pumpeten sie ihn mit Medikamenten voll, bis Bruno nicht mehr Bruno war. Er könnte Geschichten erzählen über die Zustände in den Kliniken, sagt Bruno Kilchör, aber das wolle niemand hören, denn die Leute seien froh, wenn einer wie er versorgt sei. Irgendwann stellten sie ihn vor die Wahl: Entweder gehst du auf einen Bauernhof arbeiten, bis du dein Leben in den Griff bekommst. Oder du verbringst den Rest deines Lebens in der Anstalt. Und so kam der ehemalige Verdingbub als erwachsener Mann wieder zu einem Bauern. Solange er der gute Tscholi war, der klaglos machte, was man ihm sagte, ging es gut. Lieber aber hätte er eine Arbeit gehabt, die ihn auch geistig forderte. Doch mit seinem Lebenslauf bekam er nirgends eine

Weisch was, sagten die Eltern, du gehörst zurück in den Stall.

Chance. Ein hoffnungsloser Fall sei er, sagt Bruno Kilchör, einen wie ihn hätten die Deutschen im Zweiten Weltkrieg ins Arbeitslager gesteckt. Doch die Schweiz mache das humaner, weil die Schweiz alles ein bisschen humaner mache.

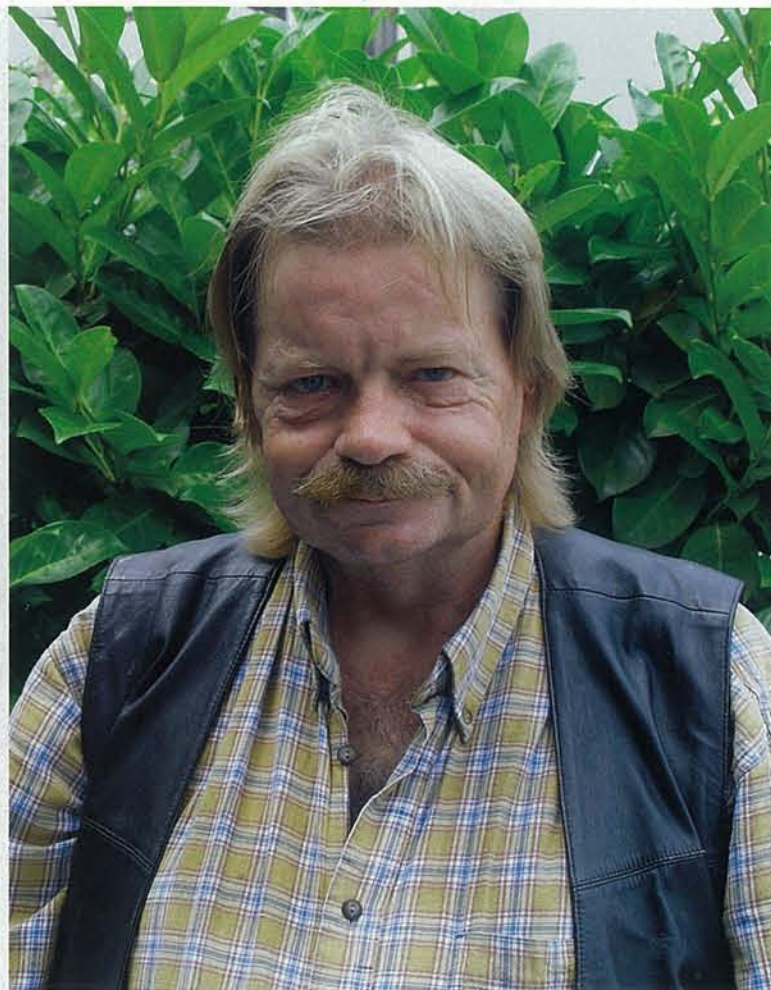
Eine Zeit lang, er war schon fast 50, verkaufte er Surprise, zuerst in Olten und später in Thun. Das gefiel ihm, denn er fühlte sich frei dabei, und getrunken, sagt Bruno Kilchör, habe er beim Heftverkauf nie. Doch dann kamen die Schmerzen in den Füßen und als es immer schlimmer wurde, ging er zum Doktor und der stellte fest, dass die Nerven in den Beinen kaputt sind. Jetzt muss er starke Medikamente nehmen und kann nur noch ein paar hundert Meter zu Fuss gehen. Er lebt in einer kleinen Wohnung in Steffisburg bei Thun, trinkt Bier aus Dosen und raucht selbstgedrehten Tabak, obwohl die Ärzte meinen, dass gehe nicht mehr lange gut. Die Ärzte, sagt Bruno Kilchör, die können nur Chemie



verabreichen, dabei bräuchte ein Mensch doch vor allem Liebe. Doch der Staat wolle ihn nur unter Kontrolle halten. Einmal die Woche komme einer vorbei, und wenn dann eine Sauordnung wäre, dann würden sie ihn entmündigen und ins Heim stecken. Ich erzähle nur Tatsachen, sagt Bruno Kilchör, aber natürlich, beweisen könne er das alles nicht.

Richtig geschaut hat nie jemand für mich, nicht die Eltern und auch nicht der Staat, sagt Bruno Kilchör. Immer musste ich mich selber durchschlagen und wenn ich jetzt zu Leuten käme, die mich verstehen, dann hätte ich vielleicht die Chance für einen Neuanfang. Meistens sitzt er allein zu Hause und manchmal hält er die Einsamkeit fast nicht aus. Er sehnt sich nach einer Beziehung, einer ehrlichen Frau, am liebsten aus der Gegend. Eine Freundin hatte er seit 20 Jahren nicht mehr und von seiner Familie lebt nur noch ein Bruder, der nichts von ihm wissen will. Einmal, sagt Bruno Kilchör, sei er bei einem Treffen ehemaliger Verdingkinder gewesen. Aber das waren alles Leute, die es geschafft hatten. Der Gastgeber hatte eine grosse Garage und eine riesige Wohnstube, alles picobello. Unter diesen Leuten sei er sich ganz klein vorgekommen, sagt Bruno Kilchör.

Manchmal wäre es ihm gleich, wenn es zu Ende ginge. Doch dann packt ihn wieder der Lebenswille und er hofft, dass er jemanden findet, der ihn als Mensch respektiert und ihm eine Chance gibt, neu anzufangen, mit einem kleinen Job vielleicht, bei dem er den Kopf brauchen und ein paar Franken verdienen könnte. Damit würde er sich ein Töffli leisten oder eine kleine Reise, immerhin. Und er möchte lernen, wie man einen Computer bedient. Wenn ich das könnte, sagt Bruno Kilchör, würde ich meine Lebensgeschichte aufschreiben, ein dickes Buch gäbe das. Das würde er an die Töchter seines Bruders schicken. Seine Nichten, die heute junge Frauen sind, hat er noch nie gesehen. Bruno Kilchör sagt, er möchte, dass sie wissen, wer ihr Onkel ist.



Bruno Kilchör: «Ich erzähle nur Tatsachen.»

Anzeige:

**Seit
Ewigkeiten**

**Seit über
einem Jahrzehnt**

KARTER & PARTNER BASEL

In einer Zeit, als der sagenumwobene Basilisk bei uns noch kein Symbol für Schutz und Sicherheit war, floss im Baselbieter Jura schon hochwertiges und reines Wasser. Seit über zehn Jahren wird dieses erfrischende Trinkwasser in Glasflaschen abgefüllt und mit prickelnder Kohlensäure angereichert.

Heute wird das begehrte Basler Wasser bei den führenden Getränkehändlern, Milchhändlern und in über 50 Hotel- und Gastronomiebetrieben in Basel und der Region angeboten.

Mehr unter www.baslerwasser.ch





Harte Arbeit auf dem Feld: Verdingbuben 1944.



Heile Welt für den Armeninspektor: Verdingkind 1940.

Verdingkinder «Liebe habe ich nie gelernt»

Lange blieb das Schicksal der Verdingkinder ein Tabu. Eine eindrückliche Ausstellung lässt die Betroffenen nun zu Wort kommen und wirft damit auch ein schiefes Licht auf eine Schweiz, die ihre Schwächsten hilflos der Willkür auslieferte.

VON RETO ASCHWANDEN

Bruno Kilchör (siehe Artikel S. 18) ist nur eines von vielen Tausend Kindern, die in der Schweiz im 20. Jahrhundert verdingt wurden. Lange hatten diese Menschen keine Stimme. Was in den Heimen und auf den Höfen geschah, wussten nur die Beteiligten. Erst zwei Forschungsprojekte der Ecole d'Etudes Sociales et Pédagogiques in Lausanne und der Universität Basel brachten die damaligen Zustände ans Tageslicht. Dabei wurden rund 300 ehemalige Verdingkinder zu ihrem Leben, Jugenderinnerungen und dem Umgang mit dem Erlebten interviewt. Die Ausstellung «Enfance volées – Verdingkinder reden» macht die Resultate einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Schriftliche Dokumente, Bilder und vor allem Hörstationen mit Interviewausschnitten liefern erschütternde Einblicke in eine Gesellschaft, die ihre schwächsten Mitglieder schutzlos der Willkür von Fremden aussetzte. «Sie sollen zum Arbeiten erzogen werden, um der Gesellschaft nicht zur Last zu fallen» – das Behördenzitat aus der Ausstellung zeigt die Haltung hinter dem Verdingssystem. Dazu passt, dass die Kinder an vielen Orten in sogenannten Mindersteigerungen an Pflegefamilien vergeben wurden: Wer am wenigsten Kostgeld verlangte, bekam das Kind zugesprochen.

Die Erfahrungen der Verdingkinder sind vielfältig, weisen aber auch Gemeinsamkeiten auf. So war harte Arbeit in der Landwirtschaft ein Los, das viele teilten, ebenso Schläge, sexueller Missbrauch und vorenthalte Schul- und Berufsbildung. Am schlimmsten aber, sagen Betroffene,

sei die soziale und räumliche Ausgrenzung gewesen. Mit vielen Verdingkindern wurde nur das nötigste geredet, schlafen mussten manche allein im Stall. Lehrer, Pfarrer und Fürsorger wussten oft Bescheid, schwiegen meist aber im Interesse des Dorffriedens. Kam der Armeninspektor doch einmal zu Besuch, spielten die Pflegeeltern heile Welt und sorgten dafür, dass das Verdingkind keine Gelegenheit fand, sein Leid zu klagen.

Die Verarbeitung dieser Kindheit beschäftigt viele Betroffene bis heute. Viele haben Mühe, überhaupt darüber zu reden, aus Angst vor Unglauben und Ignoranz. Manche verdrängten ihr Trauma über Jahre – Depressionen, Sucht und Selbstmord sind unter Verdingkindern weit verbreitet. Den Abschluss der Ausstellung bilden Video-Interviews mit Betroffenen, die heute zumeist im Rentenalter sind. Viele hadern noch immer mit der Gesellschaft, die zugelassen hat, dass ihnen ihre Kindheit geraubt wurde und sie mit emotionalen Defiziten ins Leben entliess. Auch wenn viele Familien gründeten und heute Grosseltern sind, steht die Aussage eines Interviewten stellvertretend für Hunderte: «Liebe und Mitgefühl, das habe ich nie gelernt.» ■

«Verdingkinder reden», Historisches Museum Basel, bis 28. März. Anschliessend wird die Ausstellung in weiteren Städten präsentiert. www.verdingkinderreden.ch

Die Bilder auf S. 3, S. 19 und S. 21 stammen vom Pressefotografen Paul Senn, der in den 1940er-Jahren die Welt der Verdingkinder fotografisch dokumentierte.

© Paul Senn, FFV, Kunstmuseum Bern, Dep. GKS.